Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 47 (1967-1968)
Heft: 6

Artikel: Schweizerische Gesichtspunkte zum Problem der Universalbibliothek
Autor: Scherrer-Bylund, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162008

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Gesichtspunkte zum Problem der Universalbibliothek

PAUL SCHERRER-BYLUND

Aus einem Vortrag vor der Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek Zürich, Juni 1967

Die große Unruhe, die nach der Katastrophe des 2. Weltkrieges zurückgeblieben ist, hat auch das vermeintlich so statische und stabile Bibliothekswesen erfaßt und aufgerüttelt. Mehr denn je ist es in den Strudel der Zeit hineingezogen und wird in ihm umgewälzt. Die Erschütterungen gehen so tief, daß man von einer gesamteuropäischen Krise der Bibliotheken und im besonderen von einer starken Verwirrung über die Existenzberechtigung der großen Universalbibliotheken, zu denen auch die Universitätsbibliotheken gehören, sprechen muß.

Noch vor 30 Jahren gab es einen festgefügten Typus der Universalbibliothek und der Universitätsbibliothek, durch jahrzehntelange Praxis sozusagen genormt, scheinbar bewährt und wenig angefochten. Heute ist alles in Frage gestellt und unterhöhlt. Das fängt bei dem Lebensrecht der Allgemeinbibliothek überhaupt an und geht über ihre organisatorische Einteilung in die traditionellen Betriebsgruppen Erwerbung, Erschließung, Aufbewahrung und Benützung bis in die Einzelheiten der Methoden hinein. Man sieht das Ausmaß der Zugänglichkeit nach Personenkreis und zeitlicher Ausdehnung der Öffnungsstunden unter ganz neuen Gesichtspunkten, etwa den der Selbstbedienung. Man sucht nach international vereinheitlichten Verfahren der Katalogisierung in der alphabetischen Anordnung und der sachlichen Auswertung des Inhalts der Bibliotheksbestände; man fordert von uns Dokumentation (vereinfacht ausgedrückt: Analyse des Zeitschriteninhalts), ja schon gezielte Information. Denn die Fachleute wissen nicht mehr, woher sie die Zeit für langwierige Literaturzusammenstellungen nehmen sollen, können auch die wachsende Masse der sehr teuern bibliographischen Hilfsmittel nicht mehr erschwingen. Man macht gewaltsame Anstrengungen, in der über uns niedergehenden Lawine neuer Literatur oben zu bleiben, tastet nach Möglichkeiten, durch Einsatz elektronischer Maschinen

raschere Erfassung, Benützbarkeit und Auswertung zu erreichen und die Übersicht zurückzugewinnen. Und alle diese Probleme sollen wir wenigen Bibliotheksdirektoren im Auge behalten, bewältigen, richtig und unsern Verhältnissen angepaßt lösen — überhäuft mit Kleinkram und administrativen Sorgen.

In Schweden hat man am 30. Juni 1965 einen Forschungsbibliotheksrat ins Leben gerufen, der «gemeinsame und äußerst wesentliche Fragen für das wissenschaftliche Bibliothekswesen» behandeln wird und einen Arbeitsausschuß besitzt. Die Gründung eines Instituts für Bibliotheksforschung wird diskutiert[1], damit künftig nicht betriebsfremde Allerweltsverbesserer, sondern zuständige Fachleute solche Hauptprobleme bearbeiten und abklären.

Genau besehen, sind alle diese Bestrebungen Ausdruck einer Ratlosigkeit — nicht etwa nur bei uns in der Schweiz —, wie man einer überdimensionalen Masse von Forschungsergebnissen und der ihr entsprechenden Literaturproduktion wieder Herr werden könne. Denn auch hier stehen wir vor einer stets wachsenden Akzeleration.

Es gibt darüber Berechnungen oder Schätzungen. Anhand der Titelzahl der großen alten und neuen Bibliographien sind ziemlich genaue Näherungswerte zu ermitteln. Bestermans fünfbändige World bibliography of bibliographies verzeichnet ja in ihrer jüngsten Auflage von 1965/66 allein über 117000 Titel von selbständig erschienenen Bücherverzeichnissen. So hat man festgestellt, das seit der Steinzeit bis zum Jahre 1750 vorhandene menschliche Wissen sei in der Periode von 1750 bis 1900 auf das Doppelte angewachsen. Das 1900 existierende habe sich dann bis 1950 neuerdings verzweifacht, dieses Produkt sei bis 1960 wiederum verdoppelt worden — und seither geht die Beschleunigung noch rascher vor sich. Nicht umsonst lautet der Titel des 1965 auf Veranlassung der UNESCO von Robert Escarpit im Verlag der Presses Universitaires de France publizierten Buches über diese Fragen «La révolution du livre». Die Zahl der jährlich erscheinenden Titel (also der verschiedenen Werke) belief sich nach den jüngsten erreichbaren Zahlen 1964 auf 411000.

Und weil nun die Universalbibliotheken angesichts solcher Mengen in Schwierigkeiten geraten, schüttet man das Kind mit dem Bade aus und spricht kurzerhand vom Versagen der Universalbibliothek und der Universitätsbibliotheken. Zwar haben diese seit den bald 40 Jahren, die ich nun im Bibliotheksdienst stehe (35 davon auf verantwortlichen Abteilungsleiter- und Direktorenposten), in Voraussicht solcher Entwicklungen immer wieder darauf hingewiesen, was nötig wäre — ohne viel Gehör zu finden.

Und so wird die leise Frage, ob es am Ende — im Ausland und in der Schweiz — nicht die Universitätsbibliotheken waren, die versagten, sondern ihre Unterhaltsträger, vielleicht auch jetzt in den Wind gesprochen sein.

Immerhin gibt es da Unterschiede. Ein rühmliches Beispiel liegt in nächster Nähe. Als ich die ETH-Bibliothek im April 1947 als Direktor übernahm, war sie eine bescheidene Special Library mit Fr. 50000.— jährlichem Anschaffungs-Kredit, etwa 4—5000 Bucherwerbungen im Jahr und einem Bestand von rund 200000 Bänden. Im Januar 1963 folgte ich der Berufung an die Zentralbibliothek. Bei meinem Übertritt verfügte die ETH-Bibliothek über Fr. 469000.— Anschaffungskredit (also fast das Zehnfache der Ausgangssumme). Sie machte zwischen 40- und 50000 Anschaffungen im Jahr (die 2—300000 Patentschriften nicht eingerechnet) und besaß einen Gesamtbestand von etwa 650000 Bänden — das Dreieinhalbfache von 1947. Heute — so stand es jüngst in der «Tat» — erhält sie Fr. 920000.— im Jahr für Anschaffungen von Büchern und Zeitschriften, erwirbt jährlich rund 80000 neue Einheiten und hat ihren Gesamtbesitz auf etwa 800000 Bände gebracht.

Noch um 1950 schaute ich als Direktor der ETH-Bibliothek ehrfurchtsvoll zu der ältern Schwester zu unsern Füßen hinauf — obwohl das topographisch paradox war. Sie hatte einen größeren und reicheren Besitz — etwa 1200000 Bücher, mehr Geld und mehr Personal — und die ältere und höhere Kultur. Heute besitzt sie zwar etwa eineinhalb Millionen Bücher, Zeitschriften und andere Sammlungsgegenstände, aber ein großer Teil davon fängt an, museal zu werden. Im übrigen haben sich die Verhältnisse umgekehrt: sie verfügt nur über die Hälfte des Personals der ETH-Bibliothek, nur über rund 41—42% ihres Anschaffungskredits, und die Zahl der jährlichen Erwerbungen bleibt mit 26434 im Jahr 1966 weit im Rückstand, auf etwa einem Drittel.

Das widerfuhr der großartigen Gründung Hermann Eschers, die jahrzehntelang die führende Bibliothek der Schweiz war und seinerzeit weit über die Landesgrenzen hinaus musterhaft.

Wie konnte es so weit kommen? Noch vor 20 Jahren galt der Bund, die Eidgenossenschaft, als kulturell zweitrangig; Inhaber der Kulturhoheit und damit die eigentlichen Träger der Kultur waren unsere Kantone und Städte. Vielleicht aber ist man gerade darum auf eidgenössischem Boden früher aktiv geworden und hat nun, nach einem langfristigen Plan, mächtig aufgeholt und überholt.

Mit dieser Planmäßigkeit, die den imponierenden Aufstieg ermöglichte, stehen wir nun an dem Punkt, der eine grundsätzliche Besinnung nötig macht, was zu der gegenwärtigen Verworrenheit führte und ob Lösungen möglich sind, die sie beheben können.

Die Notlage der Universalbibliotheken ist nicht nur ein Ergebnis des übermäßigen Wachstums der gedruckten Produktion. Sie ist auch in den Strukturverschiebungen der wissenschaftlichen Arbeit begründet. Die immer fortschreitende Auffächerung, die immer höher differenzierte Spezialisierung

sind dem Zusammenhalten des universellen Ganzen, wie es der Idee der alten Universität humanistischer und Humboldtscher Prägung entsprach, abträglich. Das ganze Leben unserer Zeit trägt als Kennzeichen ja diesen Totalitätsverlust. Die Gehetztheit des Alltags läßt nur noch den wenigsten Zeit zur Besinnung auf den Gesamtzusammenhang. Im 19. Jahrhundert betrachtete man diese Entwicklung als die große Errungenschaft des Fortschritts. Heute, nachdem meine Generation zwei Weltkriege erlebt hat und dazwischen eine Periode des ausgreifenden Totalitarismus — Totalität im pervertierten Sinne — ist man nicht mehr so sicher, ob damit der Weisheit letzter Schluß gewonnen sei. Ohne daß man die irreversible Entwicklung ins Spezialistentum abbauen könnte, wächst an allen Ecken und Enden das Bemühen wieder, die Anknüpfung ans übergreifende Ganze neu zu suchen und zu finden. Mehr und mehr wird auf Grenzgebieten geforscht, der Brückenschlag von einem Fach zum andern versucht. Ob es nun auf literarhistorischem Gebiet die Komparatistik oder auf medizinischem die psychosomatische Richtung sei — es liegt hier und in tausendfachen andern Erscheinungen die gleiche Tendenz zu Grunde: Zersplittertes wieder zu verbinden, Abgekapseltes aufzuschließen und in den Zusammenhang mit dem Benachbarten zurückzuführen. An den Spitzen der Geistigkeit bricht man zu einer neuen Universalität auf. Ist sie noch möglich?

Mit dieser Grundfrage befaßte sich auf dem Deutschen Bibliothekartag in Aachen am 17. Mai der Ordinarius für Philosophie im westfälischen Münster, Prof. Joachim Ritter, in seinem Festreferat «Universität und Bibliothek».

Er schilderte die einstige Einheit alles Wissens als Zentralidee der Universität. Ihr entsprach die Universalität der Universitätsbibliothek. Aber gegen diese «reine Wissenschaft» erhob sich die «freie Forschung», die voraussetzungslose, die «Wissenschaft in Emanzipation», wie er sagte, und führte, ihrem eigenen innern Gesetz folgend, zum epochalen Bruch mit der Universalität. Die Einheit der Wissenschaft im enzyklopädischen Sinn wurde dadurch zur Utopie. Fürder galt die Verteilung von Schwerpunkten, die Konzentration auf Forschungsrichtungen. Die Universalität könne nur noch in der Summe der Sondergebiete bestehen. Mit bloßen Reformen komme man nicht mehr zu Rande, es sei Neugestaltung nötig. Die Analyse der Situation gipfelte in dem Satz: es handle sich darum, «die Kontinuität des Geistes auf neuen Wegen zu wahren, die *erst geprüft werden müssen*».

Das war die geistige Leitlinie. Sie zielte auf eine «innerlich neu gestaltete Universität», eine Universitätsreform, wie sie sich im Ausbau von Teilhochschulen (z. B. Berlin-Charlottenburg, Stuttgart, Aachen, Mannheim) zu Universitäten abzeichne. Diese Reform sei jedoch nicht traditionslos: sie suche zwar die Veränderungen zu erkennen und ihnen Rechnung zu tragen, aber dennoch die «Kontinuität im Fortgang» im Auge zu behalten.

Von diesen Grundlagen aus ging er nun das Problem der Universitätsbibliothek an. Mit größerem Nachdruck als je stellte er die Frage des Verhältnisses der Instituts- und Seminarbibliotheken zur zentralen Bibliothek als «das Kernproblem» der Gegenwart hin.

Unumwunden erklärte er, die Professoren seien «mit den Fachbibliotheken überfordert». Er verwies auf die Raumnot der Institutsbibliotheken und die Verarmung der zentralen Universitätsbibliotheken in von den Instituten gepflegten Bereichen. Er forderte *Ausgleich und Koordination.* Dort, wo man sich für die Zuordnung der Bibliotheken zu den Fachbereichen entschieden habe, in Konstanz, Dortmund, Bielefeld, würden sie von der zentralen Leitung der Universitätsbibliothek und ihrem Personal verwaltet, in deren Haushalt auch alle Mittel der Fachbereichbibliotheken übergingen. Es handle sich also nur um «*räumliche* Aufgliederung» (Dezentralisierung) der Fachbibliotheken. Durch sie werde auch die «Isolierung der Bibliothekare» überwunden. Denn der Bibliothekar könne «der Aufgabe einer Fachbibliothek nur genügen, wenn er wieder in die Körperschaft derjenigen eintrete, welche forschen».

Soweit Joachim Ritter. Daß der Bibliothekar vermehrt die Möglichkeit haben müsse, der Forschung seiner Fächer nahe zu bleiben, ist die Forderung, die wir in den schweizerischen Bibliotheken ohne mehr als vereinzelten Erfolg seit einem Menschenalter stellen. Wir haben uns immer dagegen gewehrt, zu bloßen Kanzleibeamten herabgedrückt und als solche behandelt zu werden. Unser Beruf ist ein zutiefst wissenschaftlicher Beruf. In *meiner* Generation bahnte nur ein «gutes Magna», meistens nur ein «Summa» den Zugang zu seinen akademischen Rängen. Und in der alten preußischen Staatsbibliothek in Berlin (vor den beiden Weltkriegen) war die Bibliothekarprüfung anerkanntermaßen schwieriger als die Habilitation.

Im übrigen stand hinter den Ausführungen Prof. Ritters das Modell der im Aufbau begriffenen Konstanzer Universitätsbibliothek. Über diese referierte am 19. Mai ihr Direktor, Dr. Joachim Stoltzenburg.

Aber es ist wohl nützlich, wenn ich zuerst ein paar Stellen aus seinem Brief vom 17. November 1966 an mich vorausschicke. Ich hatte um Baupläne für die Konstanzer Gestaltung gebeten. Darauf antwortete er mir:

«... daß dank der Konstanzer *Besonderheit* eines in die Universität integrierten Bibliothekssystems für die Endstufe kein eigenes Bibliotheksgebäude geplant wird. Vorgesehen ist vielmehr, daß in den zusammenhängenden Baukomplex der Sozialwissenschaftlichen und Philosophischen Fakultät voraussichtlich 11 Fachbereichsbibliotheken eingebracht werden. Diese Teilbibliotheken sind dezentral über den Gebäudekomplex verteilt, in dessen Kern das Informationszentrum zusammen mit den Dienststellen der Buchbearbeitung und Benutzungsabteilungen untergebracht werden. Im Laborbereich der Naturwissenschaftlichen Fakultät werden 4 Fach-

bereichsbibliotheken mit einem zweiten kleineren Informationszentrum zusammengefaßt, möglicherweise in einem eigenen Gebäude, eventuell aber auch in einem größeren Laborgebäude eingerichtet.»

Das bedeutet die praktische Auflösung der zentralen Universitätsbibliothek, ein Wunschtraum, der zuweilen auch in schweizerischen Köpfen geistert.

Da war es nun außerordentlich aufschlußreich, was Direktor Stoltzenburg am 19. Mai über *Einzelheiten* zu sagen hatte. Auch er sprach vom «funktionellen Universalismus». Dann aber hob er stark «zwei *gegenläufige* aber konvergierende Entwicklungstendenzen» hervor:

a) die Zusammenfassung der Institutsbibliotheken zu Fakultätsbibliotheken (also Zentralisierung);
b) die Differenzierung (d. h. Dezentralisierung) der Universitätsbibliothek.

Und dieses hybride Gebilde stellte er unter die Devise «Durch Zersplitterung zur Einheit». Damit war einerseits der Ersatz eines «uniformen Bibliothekswesens» durch ein «Bibliotheken-*System*» gemeint, anderseits «Zentrale Verwaltung bei dezentraler Aufstellung».

Nach diesen Thesen aber folgten zu meiner Überraschung sehr wesentliche Einschränkungen. Einmal: das dezentrale System sei nur bei Neugründungen möglich. Sodann: zu seinen Voraussetzungen gehöre eine kleine Studentenzahl, die 3000 nicht überschreite. Ferner: Bedingung sei eine völlige Neustruktur der Fakultäten. Und letztlich: Ohne elektronische Datenverarbeitung gehe es nicht.

Unwillkürlich fiel mir ein — obwohl das Wort nicht ausgesprochen wurde: Rückzug auf den «Sonderfall Konstanz». Auf Zürich und die Schweiz trifft keine seiner 4 Prämissen zu. Mittlerweile habe ich Stimmen aus der Vox populi an den Ufern des schwäbischen Meeres gehört: «Auf dem ganzen deutschen Ufer des Bodensees gibt es bisher keine leistungsfähige öffentliche Bibliothek, welche die Aufgaben einer Regionalbibliothek übernehmen könnte. Nun wird die Gelegenheit versäumt, in der Konstanzer Universitätsbibliothek eine solche zu schaffen. Denn diese bleibt reine Präsenzbibliothek.» Man beanstandet also den akademischen Isolationismus.

Wir können dankbar sein, daß in Konstanz dieses Experiment gemacht wird. Aber es ist ein extremes Experiment. Es zeigt, bis zu welchem Grade man heute in Reformen geht. Und vergessen wir eines nicht: dieses Konstanzer Projekt wurde auf der Höhe des Wirtschaftswunders konzipiert. Wie weit seine Tragbarkeit standhalten wird, nachdem jetzt Schrumpfungen und Degressionen eintreten, muß sich erst zeigen.

Vor allem jedoch ist festzuhalten: die räumliche Dezentralisation wird durch eine straffe Zentralisierung der Verwaltung erkauft. Denn das hat

man klar erkannt, daß diese Lösung sonst binnen kurzem im völligen Chaos endet.

Wenden wir uns dem andern Extrem zu: der Planung des Bibliothekswesens der neuen Universität Regensburg. Sie wird auf rund 10000 Studenten angelegt. Sie liegt in Bayern, dessen Dimensionen nach Flächeninhalt und Bevölkerungszahl zwar etwa das Doppelte der unsern ausmachen; aber das Land ist mit seinem von bäuerlicher Nüchternheit geformten Realismus und der daraus erwachsenden Sparsamkeit dem unsern verwandt.

Vernehmen Sie einiges aus der Planungsschrift «Die Universität Regensburg. Struktur und Aufbau» aus dem Jahr 1966. Da beginnt der Abschnitt «Bibliotheksorganisation» mit folgenden Sätzen:

Die *als unzulänglich und unrationell erkannte Praxis*, die Literaturversorgung durch eine in erster Linie auf die Ausleihe eingestellte Zentralbibliothek und daneben durch zahlreiche Institutionsbibliotheken *ohne ausreichende Koordinierung* zu bewirken, soll an der Universität Regensburg durch ein *einheitliches Bibliothekssystem* ersetzt werden, in dem Lehrkörper und Bibliotheksverwaltung zusammenarbeiten. Der universale Charakter der bisherigen Zentralbibliothek und deren systematischer Bestandesaufbau sind mit den Anforderungen zu verbinden, die der differenzierte Forschungsbetrieb der einzelnen Disziplinen und die praktische Arbeit der Lehrstühle an das Bibliothekswesen stellen. Der gesamte Bestand an Büchern im Universitätsbereich soll allen Lehrenden und Lernenden zu möglichst gleichmäßigen Bedingungen zugänglich sein.

Organisatorisch sollte die Universitätsbibliothek Regensburg als Verwaltungseinheit aus der Gesamtheit der im Universitätsbereich vorhandenen Bücherbestände gebildet werden und sich aus einer Zentralbibliothek und den Teilbibliotheken für die Fachbereiche und die Zentralinstitute zusammensetzen. Die Zentralbibliothek und die Teilbibliotheken mit ihren Dienstkräften unterstehen, unbeschadet der Mitwirkungsbefugnisse der Lehrstuhlinhaber bei der Titelauswahl der Bücher, dem Universitätsbibliotheksdirektor. Die Bestände der Zentralbibliothek werden räumlich in einem zentralen Bibliotheksgebäude aufgestellt bzw. magaziniert (überwiegend räumliche Zentralisation).

Die für die Teilbibliotheken notwendigen Bestände werden dezentralisiert aufgestellt und an ihren Aufstellungsorten ständig von Fachkräften der Universitätsbibliothek verwaltet (räumliche Dezentralisation der Teilbibliotheken).

Die Zentralbibliothek umfaßt folgende Abteilungen:

1. Allgemeiner Lesesaal mit Nachschlagwerken und Handbüchern aller Gebiete, Quellenwerken, Sammlungen von Biographien, Texten und Gesamtausgaben, Akademieschriften, Parlamentaria.
2. Katalogsaal mit umfassendem, bibliographischem Apparat, dienstlichen und öffentlichen alphabetischen und sachlichen Teil- und Gesamtkatalogen, Dokumentationsdiensten und sonstigem Informationsmaterial.
3. Lehrbuchsammlung.
4. Allgemeiner Zeitschriften- und Zeitungslesesaal.
5. Handschriftensammlung und Universitätsarchiv.
6. Ausleihstelle.
7. Zentrale Verwaltung und technische Dienste für das Bibliothekssystem.

8. Magazin für die Unterbringung der
   a) zur häuslichen Benützung notwendigen Literatur aller Fächer (Ausleihbestände aktueller Literatur)
   b) fachlich übergreifenden Literatur
   c) älteren und selten benützten Literatur
   d) in den Fachbereichen nicht mehr benötigten Bücher
   e) Hochschul- und Schulschriften.

Die Teilbibliotheken sind den ständigen Einheiten für Forschung und Lehre, den Fachbereichen und Zentralinstituten, zugeordnet. Sachlich eng verbundene Teilbibliotheken sind nach Möglichkeit räumlich und organisatorisch zusammenzufassen.

Die Bestände der Teilbibliotheken sollen übersichtlich und frei von wenig benützter oder toter Literatur bleiben. Die Teilbibliotheken sollen grundsätzlich Präsenzbibliotheken mit aktueller Literatur sein.

Die gesamte Bibliotheksverwaltung leitet der Bibliotheksdirektor.

Die Teilbibliotheken werden durch das Personal der Universitätsbibliothek fachlich verwaltet und von den Fachreferenten der Universitätsbibliothek geleitet[2].

Die Beschaffung der Bücher erfolgt in allen Fällen zentral durch die Universitätsbibliothek.

Eine Erläuterung präzisiert und rekapituliert:

Durch diese Organisation «wird *das bisher übliche zweigleisige System der Bibliotheksausstattung* der deutschen Universität *aufgegeben*. Die gesamte Bibliotheksverwaltung wird zentral geleitet werden. Selbständige Instituts- oder Seminarbibliotheken werden nicht errichtet. Die gesamten Bücherbestände der Universität Regensburg werden eine Einheit bilden...»[3].

Der charakteristische Zug dieser Organisation ist also hochgetriebene Zentralisierung im Interesse sparsamer und planmäßiger Verwendung der Mittel und allgemeiner Zugänglichkeit der aus ihnen angeschafften Literatur. Das Funktionieren des Systems wird durch eine klare Ausscheidung der Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten unterbaut. Ihrem Wesen nach ist die Regensburger Lösung dem Konstanzer Projekt diametral entgegengesetzt: die zentrale Universitätsbibliothek wird nicht aufgelöst und zum bloßen Verwaltungsschemen verflüchtigt, sondern als Angelpunkt des ganzen Betriebs verstärkt und in seine Mitte gestellt.

Mit diesen beiden Typen ist der Schwenkwinkel der heutigen Möglichkeiten abgesteckt. Auffallend und aufschlußreich bleibt dabei, daß, so gegensätzlich die zwei Beispiele sonst sein mögen, sie in zwei grundlegenden Punkten zusammentreffen und einig gehen: 1. das ganze Büchereiwesen einer Universität wird als Gesamtsystem gesehen und 2. die Leitung dieses Systems und seines Personals wird in der Hand des Direktors der Universitätsbibliothek vereinigt.

Warum? Weil sonst Erwerbungs- und Personalkosten ins Unerträgliche wachsen und die Rendite des ungeheuren Aufwandes ungenügend bleibt. Diese beiden Beispiele illustrieren die uns dem Wesen nach am ehesten vergleichbaren deutschen Verhältnisse, über die hier lediglich referiert sei.

Auf welchem Punkt des Halbkreises, der die beiden entgegengesetzten Pole überwölbt, liegen nun wir? Ich vermag es nicht zu sagen, denn wir tappen darüber völlig im dunkeln. Zwar umschwirren uns die verschiedenartigsten Konzeptionen. Da und dort wird über diese Fragen diskutiert, in manchen Fällen reichlich laienhaft oder nur von Teilgesichtspunkten aus. Bibliothekswesen ist doch etwas, was jeder versteht, mit Ausnahme von denen natürlich, die sich durch Jahrzehnte hindurch mit seinen Problemen abmühten. Für die Fehlentscheide kommt dann der Steuerzahler auf.

Bisher fehlt eine *verbindliche Gesamtkonzeption.* Wir hatten in den letzten Jahren den Eindruck, Improvisationen von Fall zu Fall gegenüber zu stehen. Wie sollen wir da vorausplanen? Und doch wäre das angesichts der Zähigkeit in den Entwicklungen von Bibliotheksfragen unerläßlich. Denn *Bibliotheksplanung* auf längere Sicht *hängt* jetzt und künftig *aufs engste mit der Wissenschaftsplanung zusammen.* Muß sie doch vorgängig dafür die Substruktur schaffen! Vorerst fehlt uns freilich noch die allerprimitivste Voraussetzung einer Koordination im «Kernproblem» der Instituts- und Seminarbibliotheken: ihr *Zentralkatalog.* In Basel funktioniert er seit bald 50 Jahren. In Zürich hat man zwar einen solchen in den dreißiger Jahren mit großen Mitteln aufgebaut — aber zu Beginn des 2. Weltkrieges ist er entschlafen. Erst im Dezember 1966 konnte man mit den Wiedererweckungsversuchen beginnen. In der Universität fanden sie viel Bereitwilligkeit.

Ähnlich stehen wir in der Frage der Fachreferenten noch in den ersten Anfängen. Im Sinne einer Richtlinie oder Absicht habe ich dieses durch die Universität seit langem geforderte System 1963 eingeführt. In Basel besteht es schon seit einem Menschenalter. Aber wie läßt es sich mit 5, 8 oder 10 Akademikern durchführen? Das ist doch eine pure Illusion. Eine bescheidene, auf das Nötigste beschränkte Analyse ergab dieses Frühjahr einen Bedarf von 17 Fachreferenten. Zufällig stimmt das, wie sich nachträglich herausstellte, zur *Minimal*zahl, welche die bibliothekswissenschaftliche Literatur angibt.

In dieser Situation der Unklarheit und Ungewißheit über die Grundkonzeption und das Ausmaß der Möglichkeiten zu neuem Aufbau und Ausbau wird es nötig, sich auf das zu besinnen, was *in der Schweiz organisch gewachsen* ist. Denn unsere kleinstaatliche Existenz beruht ja auf dem stetigen Fortschreiten. Kostspieliges Experimentieren können wir uns nicht leisten. Organische Entwicklung aber vermag im kulturellen Bereich nur von ausgedehnter und gesicherter Erfahrung auszugehen, nicht von emotionalem Wunschdenken, das sich oft auf falsche Vorbilder beruft. So hat zum Beispiel das meiste, was aus dem Vorstellungskreis der isolierten Campus-Universität stammt, bei uns auf die Dauer keinen Boden. Die Zürcher Universität rühmt sich ja in der Inschrift auf ihrer Stadtseite, daß sie «Durch den Willen des Volkes» getragen werde. Sie baut ihre Public

relations aus. Die beste Public relation ist heute ein leicht zugängliches Bibliothekswesen der Universität. Denn durch dieses hat der Stimmbürger an allem Anteil, was sich in Lehre und Forschung regt. Öffentlichkeit der Universitätsbibliotheken entspricht dem schweizerischen Wesensgesetz. Natürlicherweise hat es sich in allen schweizerischen Universitätsbibliotheken durchgesetzt. In allen Kantonen — mit Ausnahme von Neuchâtel — sind die Universitätsbibliotheken zugleich Kantonsbibliotheken, oft, wie unsere Zentralbibliothek, Kantons-, Stadt- und Universitätsbibliothek in einem. Das spricht sich deutlich in ihren Namen aus: Öffentliche Bibliothek der Universität Basel, Stadt- und Universitätsbibliothek Bern, Bibliothèque cantonale et universitaire Fribourg (desgleichen Lausanne), Bibliothèque publique et universitaire Genève. Darin liegt kein Zufall — es ist Ausdruck vitaler Notwendigkeit. Wir müssen zusammenfassen, unsere, im Verhältnis zu den umliegenden Großstaaten, schwachen Kräfte vereinigen, um einigermaßen Schritt halten zu können. Denn wir stehen hier vor den absoluten Anforderungen des Bildungswesens, der Kultur und Wissenschaft. In ihnen gibt es keine mildernden Umstände für Unzulänglichkeit, sondern nur die harte, klare Frage: Genügen wir oder genügen wir nicht?

Für die Bibliotheken heißt das: wir müssen unsere geringeren Mittel durch bessere Koordination, durch ertragreichere Methoden kompensieren. Qualitätsleistung ist auch das Lebensprinzip unserer Export-Volkswirtschaft. Es gilt für das Bibliothekswesen nicht weniger. Darum braucht dieses fähige Köpfe. Solche kann man nur gewinnen, wenn man sie angemessen honoriert.

Hermann Escher hat mit der Gründung der Zentralbibliothek die heillose Zersplitterung überwunden, die vorher in den Zürcher Bibliotheken herrschte. Er hat in ihr die alte und kostbare Stadtbibliothek mit der Kantonsbibliothek zusammengefaßt, die in der aktuellen Sammeltätigkeit vor allem die naturwissenschaftliche Literatur pflegte (wenn wir darüber auch ihre herrlichen Altbestände aus dem Großmünster und Rheinau nicht vergessen wollen). Er hat zudem die Bibliotheken der Naturforschenden Gesellschaft, der Medizinisch-chirurgischen Bibliotheksgesellschaft, der Juristischen Bibliotheksgesellschaft und schließlich noch die kantonale Militärbibliothek in sie eingebaut.

Hermann Escher und der Kreis um ihn gaben dieser großzügigen Zusammenfassung die Form einer Stiftung, die zur Hälfte vom Kanton, zur andern von der Stadt Zürich alimentiert wird. Es war die einzige Möglichkeit, den Besitz der verschiedenen Trägerschaften in *eine* Organisation zu verschmelzen.

Zuzugeben ist, daß die Stiftungsform in der gegenwärtigen Epoche der Etatisierung und Bureaukratisierung Schwierigkeiten und Schwerfälligkeiten aufweist. Aber sie ist nun einmal die gegebene Realität. Mit ehrlichem

Willen kann man auch heute mit ihr zurechtkommen, mit einem Willen nämlich, der das Wohl der Gemeinschaft über die Interessen der Teile und Gruppen stellt. Schließlich bildet eine Stadt wie Zürich (deren Regionalprobleme wir nicht verkennen) ein biologisch wachsendes Ganzes, einen Baum, möchte ich sagen, den man nicht darum stutzt, weil ein paar Zweige über die Zäune des eigenen Gärtleins hinausragen und ein paar Früchte vielleicht auch ins Nachbargrundstück fallen.

Über die Stiftungsform als Krebsübel zu jammern, das der Zentralbibliothek ins Lebensmark fresse, ist unfruchtbar. (Der Verteilungsschlüssel der Lasten ist ja wohl nicht unbedingt unabänderlich.) Es führt zu nichts, mit dem Gedanken an den Ausbau einer unabhängigen Universitätsbibliothek zu spielen oder auf die Kantonalisierung der Zentralbibliothek zu spekulieren. All das trüge nur Zeitverlust ein, den wir uns nicht mehr leisten können.

Freilich mag es da und dort bequem sein, die Windflaute, welche das große Schiff lahmlegt, zur Förderung persönlicher oder egoistischer Interessen zu benützen. Aber jedes Abweichen von der Leitidee Hermann Eschers, der unerläßlichen Zusammenfassung der Kräfte, bedeutet einen Rückfall in die unrationellen Zustände vor der Gründung der Zentralbibliothek. Sollen unsere Geographen, Sozialethiker, Volkskundler — um nur wenige Beispiele zu nennen —, die alle Literatur aus den verschiedenartigsten Gebieten brauchen — künftig wieder von Pontius zu Pilatus laufen müssen, um ihre Bücher zusammenzubringen? Oder sollen wir alles mehrfach kaufen? Existierte die Zentralbibliothek nicht schon, so müßte man sie heute schaffen. Denn ein dezentralisiertes oder aufgesplittertes Bibliothekswesen wird binnen kurzem finanziell untragbar, in personeller wie in sachlicher Hinsicht (in den Anschaffungen und Räumlichkeiten). Gegenwärtig schon gibt ja der Kanton nahezu das Vierfache von dem, was die Zentralbibliothek zum Zweck von Bücher- und Zeitschriftenanschaffungen erhält, für die Erwerbungen der 88 Seminar- und Institutsbibliotheken der Universität aus. (Genauer ausgedrückt, verhalten sich die Aufwendungen wie 100 : 383 zuungunsten der Zentralbibliothek.)

Das illustriert die Tragweite drastisch — denn es handelt sich um Beträge von einigen hunderttausend Franken. Der Gesamtanschaffungskredit der Zentralbibliothek — den städtischen Anteil inbegriffen — beläuft sich auf wenig mehr als 52% dessen, was die Instituts- und Seminarbibliotheken für ihre Erwerbungen erhalten.

Das ist ein Mißverhältnis, auch für den, der die Bedürfnisse der Institute für Unterricht und Forschung mit dem größten Verständnis und Wohlwollen anerkennt.

Es kommt dazu, daß Anschaffungen für diese Teilbibliotheken immer nur dem begrenzten Kreis der Institutsangehörigen, Dozenten und Studen-

ten, zur Verfügung stehen. Andern sind sie nur mit Umständlichkeiten zugänglich. Erwerbungen für die Zentralbibliothek hingegen kommen angesichts unserer großen Benützerschaft der ganzen Stadtbevölkerung zugute — wir haben jährlich rund 192000 Entleihungen und fertigen zur Entlastung der Ausleihe fast 96000 Photokopien und Xerokopien an. Und wir bemühen uns, die Benützung, soweit es unsere Kräfte zulassen, immer leichter zu machen.

Da sind also die Dinge schlechterdings aus dem vernünftigen Gleichgewicht geraten. Der Aufwand ist in einem hohen — nicht näher ermittelbaren — Grade umgekehrt proportional zur Auswertung, zur Streuung der erworbenen Literatur.

Anderes kommt dazu: die unbeschränkt aufquellenden Seminar- und Institutsbibliotheken wirken in den Räumen ihrer Fachorganisationen als lästige Sprengkörper, die ständig den ebenfalls steigenden Bedarf an Unterrichts- und Arbeitsräumen beeinträchtigen und ewige Umbaukosten verursachen.

Andererseits ist die verbreitete Zwecklegende, die Zentralbibliothek habe keinen Platz mehr, unwahr. Wir erhöhten die Zahl der Lesesaalplätze in den letzten Jahren um 60% und können sie im nächsten Jahr weiter steigern. Mit einem Aufwand von 30—40000 Franken für Regale vermögen wir auf den ersten Anhieb noch rund 3000 Laufmeter neuen Stellraum zu erschließen. Das reicht auf einige Jahre, und sind sie vorüber, so läßt sich mindestens unser Erdgeschoß (Untergeschoß) durch Ausrüstung mit Compactus in seiner Kapazität um 60% erweitern. Bis diese stillen Reserven erschöpft sind, wird dann einmal der günstige Augenblick für den in Vorbereitung befindlichen Erweiterungsbau kommen.

Aber Voraussetzung für jede derartige Planung ist, daß die Zentralbibliothek auf längere Frist weiß, womit sie rechnen darf. Das heißt: die Grundsätze dessen, was man eigentlich plant und will, müssen ihr bekannt sein und die Mittel vorhanden, ihre Leistungsfähigkeit zu steigern.

Wir Bibliothekare werden durch unsern Beruf zu einer hohen Pflicht erzogen: zur Objektivität. Und deshalb will ich nun auch die andere Seite beleuchten. Es ist den Instituten und Seminarien selbstverständlich nicht zumutbar, ihren Lehr- und Forschungsbetrieb zu erschweren oder zu verzögern, solange die Zentralbibliothek auf den betreffenden Fachgebieten eindeutig versagt. Da ist ein Circulus vitiosus entstanden: ganze Wissenschaftsgebiete sind aus unserer Benützerschaft abgewandert, weil wir veraltet und ungenügend waren. Allen voran gingen die Wirtschaftswissenschaften. Einer ihrer Vertreter, der jetzt nicht mehr an der Universität wirkt, hat noch in den letzten Jahren erklärt: auf seinem Gebiet hätte man sich von der Zentralbibliothek emanzipieren müssen, denn ihr Rückstand sei nicht mehr einzuholen.

Das möchte ich freilich bestreiten. Wenn es im Ausland gelang, durch den Krieg gänzlich zusammengeschlagene Bibliotheken wieder zu neuer Blüte zu bringen, so wird es in einem unversehrten, wirtschaftsintensiven Raum wie Zürich auch möglich sein, *Versäumnisse* nachzuholen. Sonst müßten wir uns ganz einfach schämen.

Aber um die Wende herbeizuführen, wird es nötig, die nach unten bohrende und immer enger werdende Spirale umzukehren: wir dürfen nicht mehr argumentieren, daß auf den abgewanderten Gebieten ja kein Bedarf herrsche — weil uns die Benützer wegen unseres Ungenügens davongelaufen sind.

Überall, wo wir in den letzten Jahren auch nur in bescheidenem Maße leistungsfähiger geworden sind, hat die Nachfrage rasch angezogen. Die Gesamtbenützung ist seit Ende 1962 von rund 150000 Einheiten auf rund 192000 im Jahr gestiegen, das heißt um 27,5%, worin die neu dazu gekommenen Photoreproduktionen noch nicht einmal berücksichtigt sind.

Ich habe alle diese Erfahrungen schon einmal gemacht, als ich — wie ich einleitend erwähnte — die ETH-Bibliothek von 1947 bis 1962 in Gang brachte. Auch dort traf ich zunächst arge Zerfahrenheit an. Aber da geboten die rücksichtslos fordernden Bedürfnisse der Industrie rasches Aufholen. Schulratspräsident Pallmann erkannte, daß dies nur möglich sei, wenn die Zentralinstitution des Hochschulbibliothekswesens, die «Hauptbibliothek» gestärkt und beweglich gemacht werde. Er legte also den *finanziellen Hauptakzent* auf diese. Und alsbald strömten ihr auch die enttäuschten und entmutigten Benützermassen wieder zu.

Gleichzeitig akzeptierte er die Auffassung, die Instituts- und Seminarbibliotheken müßten zwar ausreichend ausgerüstet werden, aber in ihrer Maximalgröße limitiert. Als ich das Beispiel der Physikbibliothek — eines sehr dynamisch wachsenden Literaturgebietes — zu begutachten hatte, besaß diese etwa 6—8000 Bände. Ich fragte nach der Größenordnung, die man sich für den Neubau auf dem Hönggerberg vorstelle. Man nannte mir 20000 Bände. Ich setzte mich für 30000 ein, unter der Bedingung, daß an die Hauptbibliothek zurückfließe, was diese Dimension übersteige. Damit war für die Architekten das Raumproblem klar gelöst.

In solchem Sinne rate ich, *Weitherzigkeit mit vernünftigem Maß zu verbinden.* Soll das möglich werden, so muß man in erster Linie jetzt der Zentralbibliothek auf die Beine helfen. Denn sie hinkt auf beiden Füßen: dem Kreditfuß und dem Personalfuß. Und zwar haben wir es in dieser Therapie mit einem Notfall zu tun, soll nicht zunehmende Lähmung die Folge sein.

Eine starke Vereinfachung und Erleichterung der Lage könnte es bedeuten, wenn die Zusammenarbeit mit der ETH-Bibliothek klarer und verbindlicher geregelt würde. Da wären über das bestehende wechselseitige Benüt-

zungsabkommen hinaus schärfere Abgrenzungen möglich. Diese Koordination einzuleiten, ist jedoch nicht Aufgabe der Direktoren, sondern der Behörden.

Ich weiß, daß ich manches ausgesprochen habe, was vielen unliebsam und unbequem sein wird. Ich habe mit diesen Fragen heiße Eisen angerührt. Aber ich muß mich nun diesem Ordal stellen. Verbrenne ich mir die Hände, dann kann ich es wenigstens im Bewußtsein tragen, nicht für den weiteren Niedergang der Zentralbibliothek verantwortlich zu sein. Dann habe ich gewarnt, solange es noch Zeit war.

Wir Bibliothekare stehen nämlich unter einem höheren Gesetz als dem, das von Personen vertreten wird. Wir sind über längere Fristen hin verantwortlich als über die Termine augenblicklicher politischer oder wirtschaftlicher Konstellationen. Wir stehen vor der Geschichte als Richterin. Und in der Zürcher Bibliotheksgeschichte, in der man mir von 1963 an das Wohl der herrlichen Gründung Hermann Eschers anvertraut hat, soll es einmal nicht heißen, es habe mir an Mut und geistiger Freiheit gefehlt, die Lebensinteressen dieser prächtigen Institution zu wahren und ihr Absinken aufzuhalten, als sie durch eine schwere Krise ging.

Die Aufgabe, die hier — und in vielen andern Schweizer Universitätsbibliotheken — wartet, ist der Mühe wert: es gilt, eine bedeutende Vergangenheit im Dienste der Gegenwart zu gesteigertem Leben in der Zukunft zu erwecken — es ist die Uraufgabe bibliothekarischer Berufung. Sie lohnt sich, wenn es gelingt, die Fesseln, welche die Entwicklung hemmen, abzustreifen. Es braucht nur Zuversicht. Die Stiftungsform hat nicht nur Schwierigkeiten, sie hat auch einen hohen Sinn. Jene Generation, die sie schuf, wußte, daß Kultur und Geistesleben eine stabile, den Schwankungen wirtschaftlicher und politischer Zufälligkeiten entzogene Sphäre und Basis brauchen, um zu gedeihen.

Mit dem weiten Blick, über den jene Zeit noch verfügte, umriß Hermann Escher in der «Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek» 1918 den tiefsten Gehalt der getroffenen Lösung: «Sie konnte der Anstalt innerhalb der Stiftungsbestimmungen eine selbständige Organisation und die Leitung durch eine eigene Behörde gewähren, deren Mitglieder wohl von den Stiftern ernannt wurden, im übrigen aber unabhängig waren. ... Sie vermochte ihr auch die nötige Bewegungsfreiheit und Stetigkeit der Entwicklung zu sichern.» Wir brauchen heute erneut dieses Ethos der geistigen Freiheit und Verantwortungsfreudigkeit. Es ist nirgends notwendiger als im Bildungsbereich.

[1] In Österreich wurde ein solches im März 1966 gegründet, vgl. «Biblos» XV, 1966, S. 125—129. [2] Die Titelauswahl für die in den Teilbibliotheken aufzustellende aktuelle Literatur erfolgt durch Kommissionen der Fachbereiche oder Zentralinstitute, denen auch der zuständige Fachreferent der Universitätsbibliothek angehört. Die fachliche Verant-

wortung für die wissenschaftliche Ausgewogenheit der Bestände jeder Teilbibliothek tragen die Kommissionen. Die Titelauswahl für die in der Zentralbibliothek aufzustellenden Bestände aller Fachgebiete erfolgt durch die Universitätsbibliothek. Hierfür können die Lehrstuhlinhaber Vorschläge machen, die grundsätzlich zu berücksichtigen sind. [3]Dazu wird im einzelnen noch bemerkt: «Da in den Teilbibliotheken nur die aktuelle Literatur vorhanden ist, wird durch Einsatz entsprechender technischer Mittel, z. B. einer Datenverarbeitungsanlage, die Voraussetzung dafür geschaffen, daß jeder Bücherwunsch in kürzester Zeit erfüllt werden kann. Da dieses Bibliothekssystem eine *unnötige mehrfache Beschaffung von Büchern vermeiden soll*, wird durch Bereitstellung von *Gesamtkatalogen* ermöglicht, daß möglichst rasch festgestellt werden kann, welche Bücher im Universitätsbereich vorhanden sind. Eine weitere Erleichterung wird es sein, daß alle Teilbibliotheken Präsenzbibliotheken und allen Benützern offen zugänglich sein werden. Als Vorteil für die Lehrstuhlinhaber darf von dem neuen System eine Entlastung von unnötiger Verwaltungsarbeit, wie Schreibarbeit, Buchbestellung, die Abrechnung, die Auftragserteilung für Buchbindearbeiten usw., erwartet werden. Außerdem wird es möglich sein, in allen Teilbibliotheken geschulte Bibliothekskräfte einzusetzen und damit das wissenschaftliche Mitarbeiterpersonal von berufsfremden Aufgaben freizustellen. Schließlich wird bei gleichem Mitteleinsatz eine wesentlich bessere Versorgung der Universität mit einer reichhaltigeren Literatur möglich sein.»

Der Streit um die «Nouvelle Critique»

Eine Zwischenbilanz

PETER GROTZER

Die einst leidenschaftlich geführte Diskussion um den Nouveau Roman[1] ist im stets geistig wachen, doch gegenwärtig schöpferisch weniger fruchtbaren Paris von einer zeitweise ebenso heftigen Auseinandersetzung abgelöst worden, in deren Brennpunkt die in ihren Erscheinungsformen vielfältige «Nouvelle Critique» steht. Neu ist die umstrittene Kritik heute zwar nicht mehr, denn ihre Anfänge reichen mindestens bis in die dreißiger Jahre zurück, wenn nicht bis zu Prousts *Contre Sainte-Beuve* und seinen Schriften über Ruskin, von denen sich zumindest die «Critique thématique» ableiten läßt[2].

Schon einige Zeit vor der im Jahr 1963 ausgebrochenen «Querelle» sahen sich die auf den berühmten Gustave Lanson aufbauenden, literatur-